

1. Schweigen – Reden – Fühlen – Sein

»Über die Abwesenheit von etwas zu philosophieren, dessen Sinn so überinterpretiert wird, ist sicherlich kein Zuckerschlecken.«
(eine Freundin)

Vor fast zehn Jahren hatte ich begonnen, mich mit den genitalverletzten Kriegsverwehrten und damit »dem ungeschriebenen Kapitel des Ersten Weltkrieges« (Kienitz 1999a: 65) zu beschäftigen. Meine Forschungen zu Penisprothesen und Hodenimplantaten wurden im wissenschaftlichen Kontext als »schlüpfriges Thema« bezeichnet, im Privaten sorgten sie für unzählige Witzeleien – in der Retrospektive bereits ein Hinweis auf die Un()Besprechbarkeit des Themas. Für mein Dissertationsprojekt wollte ich zunächst den (aktuellen) medizintechnologischen Wiederherstellungspraktiken des cismännlichen Geschlechtskörpers nachgehen – einem *Doing Sex* durch Prothesen, Implantate und Hormone. Ich wollte damit aufzeigen, dass nicht nur transgeschlechtliche Körper »gemacht« und »technisch hergestellt« (Preciado 2016: 114) sein können, sondern dass auch in cisgeschlechtlichen Körpern viel Arbeit steckt, um den gesellschaftlichen Vorstellungen von Geschlechternormen zu entsprechen – nicht nur in Bezug auf Kleidung, Verhalten oder Schönheitsideale, sondern auch in Bezug auf die Materialität und Funktionalität der Genitalien. Ich suchte nach Schauplätzen dieser Wiederherstellungspraktiken. Darüber wurde deutlich, dass es sich erstens um ein (weiterhin) wenig beforschtes (Tabu-)Thema handelt, und dass zweitens vor allem eines fehlte: die qualitativ erforschte Perspektive der Betroffenen. Ich beschloss, die medizinischen, theoretischen und historischen Zugänge erst einmal beiseitezulassen und zu fragen, wie cis Männer einen materiellen und/oder funktionellen Verlust ihrer Genitalien überhaupt erleben.

Dabei war es nicht mein vorrangiges Ziel, einen Beitrag zur Männlichkeitenforschung zu leisten oder gar eine neue Theorie der Männlichkeit zu schreiben. Auch ging es mir nicht darum, all die Großtheorien zum Phallus zu diskutieren, zu bestätigen, zu widerlegen oder zu modifizieren. Im Gegenteil: Es ging mir um die »sinnlichen, »fleischlichen«, emotionalen Aspekte des Körper-Seins und Körper-Habens« – beziehungsweise des Nicht-Habens, des Verlierens –, »die im Alltagsleben

aller Individuen eine prominente Rolle spielen« (Villa 2001: 17). Es ging mir nicht um den Penis als Phallus, nicht darum, mit Freud oder Lacan nach Kastrationsangst und Penisneid zu fragen, sondern es ging mir um den Penis als Penis, als fleischliches Organ, und den ganz konkreten Verlust dessen. Was passiert, wenn das verloren geht, was als »sicherheitsversprechender unsichtbarer Knotenpunkt unserer geschlechtlichen und sexuellen Identität« (Hoenes 2016: 104) gilt, was beständig Männlichkeit signalisieren soll und gleichzeitig kaum sichtbar ist, konstant verdeckt, wenig besprochen wird? Dieser Erfahrung wollte ich mich über die Betroffenen selbst nähern, nicht über (Männlichkeits-)Theorien, nicht über den umfangreichen, vor allem psychoanalytischen Diskurs, der immer wieder den Phallus in den Vordergrund – und damit den Penis in den Hintergrund – stellt.

Dieses Vorhaben mündete in einen Prozess, an dessen Ende die Erkenntnisse nicht losgelöst für sich stehen. Vielmehr stecken sie im Prozess selbst, weshalb er den roten Faden der vorangegangenen rund 250 Seiten darstellt. Teil dieses Prozesses war, dass das *Was*, nämlich die oben genannte Ausgangsfrage, schnell vom *Wie* meiner Forschungen in den Hintergrund gedrängt wurde und eine reflexive Metaebene eine immer größere Rolle zu spielen begann. Der cismännliche Geschlechtskörper ist als »quasi geschlechtslose[r] Normkörper« (Wöllmann 2005: 140) omnipräsent, viel besprochen – und bleibt gleichzeitig als spezifisch cismännlicher Geschlechtskörper inhaltlich doch leer. Warum ist es so schwierig, über ihn und insbesondere seine Verletzlichkeit zu forschen, zu schreiben und zu sprechen? Und wie kann es trotzdem gelingen? Ich habe versucht, mich suchend dem anzunähern, was aus eben dieser anwesenden Abwesenheit seine Macht bezieht. Die Prozesshaftigkeit und das Vorantasten spiegeln sich in den Teilüberschriften des Buches wider: LÜCKEN – SCHWEIGEN – REDEN – FÜHLEN – SEIN.

1.1 Vom Schreiben über das Schweigen – ein Rückblick

Im einleitenden Teil I habe ich anhand meiner Suchbewegungen und eines Überblicks über bisherige Arbeiten sowohl die ForschungsLÜCKEN als auch das gesellschaftliche SCHWEIGEN aufgezeigt. Gleichzeitig habe ich damit – in die Leere hinein – einen Resonanzraum aufgespannt, in dem cismännliche Genitalverletzungen und -amputationen bisher verhandelt wurden und werden und in dem unterschiedliche Kontexte und Stimmen wider- oder auch ver-hallen. Auffällig ist dabei, dass viele dieser Kontexte, auf die ich gestoßen bin, stark mit Männlichkeit assoziiert sind: Krieg, Initiationsrituale, Stierkampf, Täterschaft. (Noch) Weniger sichtbar und besprochen sind hingegen die Ursachen, die zu den Verletzungen und Amputationen einiger meiner Interviewpartner führten, nämlich Krebs und andere Krankheiten. Der Beschäftigung mit Verletzungen und Amputationen aufgrund ziviler, teils »selbstverschuldeter« Unfälle (sowie deren Rezeption) haftet wiederum

oft Spott und Sensation an. Diese aus den Suchbewegungen resultierenden Beobachtungen bestätigten sich später auch in den Reaktionen auf meine eigenen Forschungen: Sprach ich von Albertos Penisamputation aufgrund von Krebs, entgegneten die meisten, dass sie bisher nicht gewusst hätten, dass es »so etwas« gibt; erzählte ich von Patrick mit dem Penisbruch, führte dies bei meinem Gegenüber meist zu einem Schmunzeln.

Von Irritationen, Verlegenheiten und Schweigen war auch mein Feldeinstieg gekennzeichnet, mit dem ich den Teil II SCHWEIGEN UND REDEN eingeleitet habe. Dieser gesamte Teil war aufgrund der sich aufdrängenden Frage nach der Un()Besprechbarkeit des Themas entstanden, welche sowohl aus der Reflexion über den Verlauf meines Forschungsprozesses als auch aus der Analyse des Interviewmaterials entsprungen war. Im Kapitel II 1 »Die Suche nach Gesprächspartnern« wurde deutlich, dass für cis Männer mit Genitalverletzungen oder -amputationen kaum Strukturen wie Anlaufstellen, Selbsthilfegruppen oder andere Vernetzungsmöglichkeiten bestehen. Für Forschende ist es dadurch eine Herausforderung, an die Interviewpartner »heranzukommen« (Kapitel II 1.1). Ein Feldeinstieg über bestimmte Räume, Vereine oder sogenannte *gatekeeper* ist nicht möglich. Es kann auch nicht »nach dem Schneeballprinzip« vorgegangen werden, im Sinne von, habe ich einen, habe ich auch die Kontakte zu mehreren Betroffenen, denn »das Feld« besteht hauptsächlich aus unvernetzten Einzelpersonen. Gleichzeitig – und auch das hat der beschwerliche Weg zu meinen Interviewpartnern gezeigt – sind viele Betroffene nicht bereit, an einem (wissenschaftlichen) Interview teilzunehmen. Dies wurde insbesondere durch die Tatsache deutlich, dass keiner der rund 40 angefragten Männer aus dem Peniskarzinomregister für ein Gespräch bereit war.

Im Umkehrschluss ist es für Betroffene schwierig, mit anderen Betroffenen in den Austausch zu kommen oder »gescheite Anlaufstellen« zu finden (Kapitel II 1.2). Die Informationsbeschaffung und der Austausch beschränken sich für viele auf den (anonymen) virtuellen Raum, zum Beispiel in Form von Internetforen (Kapitel II 1.3). Vier meiner sechs Interviewpartner konnte ich durch Aufrufe im Internet erreichen, die anderen zwei waren eher »ungeplante Glücksfälle«: Von Nathans Theaterstück erfuhr ich von einem Freund, Patrick saß zufällig neben meinem Poster bei einer Tagung. Fehlende Strukturen, fehlende Selbstorganisation, fehlende Sichtbarkeit, fehlende Gesprächsbereitschaft: Ich entschied mich, »die Leerstellen zu dechiffrieren«, sie als – auch methodische – Herausforderung und Teil der Erkenntnis zu sehen (Kapitel II 1.4).

Eine mögliche Erklärung für diese Situation habe ich im Kapitel II 2 »Un()Besprechbarkeiten« erarbeitet. Mit drei Schlaglichtern ins Material bin ich zunächst dem Erleben meiner Interviewpartner nachgegangen (Kapitel II 2.1–2.3). In den Gesprächen mit ihnen wurde deutlich, dass einige mit niemanden oder nur »mit Überwindung« mit ihren Partnerinnen über ihre Genitalverletzungen oder -amputationen sprechen, nicht aber mit Freund*innen oder Bekannten. Einige reden nur dar-

über, »wenn es nicht mehr zu vermeiden geht«, einige suchen durchaus das Gespräch auch mit Freunden, merken aber, dass »mit Männern« darüber nicht gesprochen werden kann, mit »Frauen und trans Personen« allerdings schon. Das erste Schlaglicht über Albertos langen Weg zur Peniskrebsdiagnose machte außerdem deutlich, wie groß die Scham und der Widerstand sein können, das Problem erst einmal vor sich selbst zuzugeben, es »wahrhaben zu wollen«.

Ausgehend von den Aussagen meiner Interviewpartner dazu, ob, wie und mit wem sie über ihre Probleme (nicht) sprechen können, habe ich mir die Zusammenhänge von Männlichkeit(sanforderungen), männlicher Sozialisation, Körperlichkeit, Sexualität, Verletzlichkeit, Scham und ein Darüber-Reden näher angeschaut (Kapitel II 2.4). Darüber bin ich zur Figur der emotional verstummten Männlichkeit gelangt, die aus den Anforderungen einer hegemonialen Männlichkeit folgt. Diese lässt *anforderungsbedingte Besprechbarkeitsgrenzen* entstehen, deren Durchlässigkeit von verschiedenen Variablen abhängt: zum Beispiel der eigenen Verortung in Bezug auf Männlichkeit, der Verortung des Gegenübers, dem Gesprächssetting, der vorangegangenen Auseinandersetzung mit Geschlechtlichkeit. Die *anforderungsbedingten Besprechbarkeitsgrenzen* können als Erklärungsansatz für die Beobachtung aus dem ersten Kapitel dienen. Sie verhindern ein Miteinander und ein Sich-verletzlich-Zeigen, das für den Aufbau selbstorganisierter Austausch- und Vernetzungsstrukturen Voraussetzung ist. Gleichzeitig wohnt diesen Besprechbarkeitsgrenzen eine Spannung inne: Einige verspüren durchaus den Wunsch nach Austausch, empfinden ihr soziales Umfeld aber nicht als geeigneten Rahmen dafür oder wissen nicht, wie sie »so ein Gespräch« beginnen und führen sollen.

Dem Kapitel II 3 »Un()Besprechbarkeiten beforschen« lag die Beobachtung zugrunde, dass die Erkenntnis aus meinem Material, nämlich die *anforderungsbedingten Besprechbarkeitsgrenzen*, auch den Forschungsprozess selbst maßgeblich beeinflussten und lenkten. Wie können sensible, schambehaftete Themen mit cis Männern empirisch-qualitativ beforscht werden, wenn doch ein Sprechen über verletzte Körperlichkeit, Sexualität und Männlichkeit unmöglich, nicht normalisiert und wenig geübt erscheint?

Ich habe mich dafür mit der wissenschaftlichen Literatur auseinandergesetzt, die sich mit einem *interviewing men* beschäftigt (Kapitel II 3.1). Daran konnte ich zeigen, dass viele Schwierigkeiten meines Forschungsprozesses breiter diskutiert werden: Männer seien generell nicht so leicht für empirisch-qualitative Studien zu gewinnen, schon gar nicht zu emotionalen und/oder sensiblen Themen, zu Krankheit und Gesundheit, verletzter Körperlichkeit und Sexualität – ein Interview könne als bedrohlich, weil als Kontrollverlust wahrgenommen werden. Das half mir einerseits, meine Erfahrungen zu verstehen, andererseits lenkten all die Texte schnell in Richtung »Essentialisierungsfalle«. Ich ergänzte die Aussagen der Texte um die Motivationen meiner Interviewpartner, am Gespräch teilzunehmen. Sie wollten ein Gegenüber haben, dadurch die Selbstreflexion anregen, waren auf der Suche nach

Informationen oder Kontakt zu guten Ärztinnen und Ärzten, wollten etwas beitragen, mir helfen, wollten etwas über andere Betroffene erfahren, wollten reden, wollten gehört werden. Somit platzierte sich mein Aufruf zu einem Interview in eine bestehende Lücke, in ein Schweigen, und er war für Betroffene »etwas, wo man sich melden kann«.

Von der oben genannten Forschungsliteratur hingegen wird für ein *interviewing men* das narrative Interview als »gold standard« der qualitativen Forschung selbst in Frage gestellt und andere Methoden vorgeschlagen. Wie wäre ich wohl vorgegangen, wenn ich diese teils leitfadenartigen Artikel, die »Ten Lessons Learned« ganz zu Anfang meiner Forschung gelesen hätte? Vielleicht hätte ich das ganze Projekt verworfen – vielleicht wäre ich aber auch schneller dazu übergegangen, meine Interviewpartner im Internet zu suchen und direkt anonyme Chatinterviews anzubieten. Diese Erhebungstechnik und ihren Stellenwert innerhalb der qualitativen Forschung habe ich ausführlich diskutiert (Kapitel II 3.2). Meine These war hier, dass die Bereitschaft zu einer flexiblen Handhabung unterschiedlicher Gesprächsformate für die empirisch-qualitative Erforschung verletzter cismännlicher Geschlechtskörper notwendig ist.

Im Kapitel II 3.3 »Walking on eggshells« habe ich gezeigt, wie die *anforderungsbedingten Besprechbarkeitsgrenzen* in der direkten Interaktion und Gesprächssituation ihren Ausdruck fanden: in Wortfindungsschwierigkeiten, Mimik, Gestik, Widersprüchlichkeiten, Umschreibungen durch Sprichwörter, Witz und Ironie als distanzbildende Mittel, in Geräuschen und Fotos statt Worten und vor allem auch in einem »Medizinsprech«, an dem sich »festgehalten« wurde. Für die Gesprächsführung der Interviews bedeutete dies ein vorsichtiges Pendeln zwischen beharrlichem Nachfragen und einem Nicht-in-die-Ecke-Drängen, es brauchte Taktgefühl und etwas Mut, Dinge auszusprechen, die als heikel oder tabuisiert gelten.

Sowohl von meinen Interviewpartnern als auch in der Forschungsliteratur wurde die Rolle der geschlechtlichen Verortung der Gesprächsteilnehmenden erwähnt sowie das Doing Gender im Interview diskutiert. Von »beiden Seiten« wurde nahegelegt, dass es cis Männern leichter fallen würde, mit nicht cismännlichen Personen über emotionale, schambehaftete Themen zu sprechen. Welche Dynamiken und methodologischen Überlegungen stecken aber in dem Setting »cis Frau interviewt cis Mann bzw. forscht zu cismännlichen Genitalverletzungen und -amputationen«? Diese habe ich anhand meines Materials, der Forschungsliteratur, der Erfahrungen während meines Forschungsprozesses sowie anhand der »Resonanzen am eigenen Forscherinnenkörper« sichtbar gemacht (Kapitel II 3.4). Ein solches Setting erfordert ein ständiges Austarieren darüber, wie viel von der eigenen, auch feministischen Verortung preisgegeben, wie viel versteckt werden sollte, wie es um das Sicherheitsempfinden steht, wie sehr das eigene Doing Gender reflektiert, gebrochen oder strategisch eingesetzt werden kann, wie viel *compliance* zuträglich oder hinderlich für das Gelingen der Begegnung ist. Diese zusätzliche

emotionale Arbeit bleibt – ähnlich wie Reproduktionsarbeit – meist unsichtbar, ist aber ein unausweichlicher Teil der Erkenntnisgewinnung. Anhand eines längeren Forschungstagebucheintrages habe ich dies verdeutlicht. Die Beschäftigung mit bestimmten Themen kann für unterschiedlich positionierte Personen unterschiedlich viel emotionale Ressourcen kosten. Vorerfahrungen und Verletzungen aus einer von Macht- und Gewaltstrukturen durchzogenen Gesellschaft können nicht einfach ›abgelegt‹ werden, sondern bestimmen den Forschungsprozess auf allen Ebenen wesentlich mit.

Schließlich habe ich auch die Herausforderungen reflektiert, die die Interpretation dieses komplexen und heterogenen Materials mit sich bringen (Kapitel II 3.5). Für die Interpretation der unterschiedlichen Gesprächsformate, für die Deutung der widersprüchlichen Aussagen und des *cone of silence* braucht es, so hatte es Lefkowitz geschrieben, Raum für Ambiguitäten, in dem widersprüchliche und nuancierte Arten des Ausdrucks von Geschlechtlichkeit wahrgenommen werden können. Widersprüchlichkeiten können zum Beispiel auf Widerstände der Interviewten gegenüber hegemonialen Männlichkeitsanforderungen hinweisen. Ironie und Sarkasmus können als distanzbildende rhetorische Mittel für verunsichernde Themen, Situationen und Gefühle verstanden werden.

Mit dem Konzept des *hyphen* von Holmgren habe ich für die Interpretation den Fokus auch auf das Dazwischen, auf die Beziehungen und Begegnungen zwischen mir und den Betroffenen, aber auch zwischen meinem Material und anderen Wissenschaftler*innen gelegt. Sowohl die immer wieder affektvollen Reaktionen auf mein Material als auch das Widersprüchliche, das Zwischen-den-Zeilen und das Nicht-Gesagte im Gesagten führten zum Versuch, das Material mit der tiefenhermeneutischen Methode auszuwerten. Im (vermeintlichen) Scheitern dieses Versuches, wie ich ausführlich dargelegt habe, liegt schließlich aber auch dessen Erkenntnis: Der verletzte, verlorengegangene, nicht funktionierende Penis findet keine Artikulation, der Versuch, darüber zu reden, scheitert, er kann nur in Verbindung mit dem Phallus besprochen werden, in dessen Schatten er dann verweilt. Das Schweigen reinszenierte sich in Form von »krasser Stille« in den Sitzungen, aber auch die zögerlich und gequält mitgeteilten Affekte und Gefühle von Wut, Trauer, Aggression, Schuld, Ohnmacht, Überforderung, Orientierungslosigkeit, Leere, Bedrängt-Werden, eines Aus-der-Situation-heraus-Wollens und auch eines Etwas-kann-nicht-heraus-Gefühls können im Sinne der Tiefenhermeneutik als aufschlussreiche Erfahrbarmachung dessen gelten, wie cis Männer Genitalverletzungen oder -amputationen erleben. Hinzu kommt die spannungsreiche Empfindung, dass diese Gefühle ›nicht sein dürfen‹, keinen legitimen Platz finden.

Die Ergebnisse der tiefenhermeneutischen Methode haben den sinnlichen Raum aufgespannt, in den sich der Teil III REDEN UND FÜHLEN platzieren konnte. Hier ging es um das gefühlte und artikulierte Erleben meiner Interviewpartner. Das erste Kapitel ist ihnen über zwei Schlaglichter ins ärztliche Sprechzimmer

gefolgt, in dem die *anforderungsbedingten Besprechbarkeitsgrenzen* mit weiteren Dynamiken des Arzt-Patienten-Verhältnisses zusammentreffen (Kapitel III 1.1-1.2). Um diese Dynamiken und auch die häufigen Fehldiagnosen zu verstehen und einzuordnen, wurde die Figur des *unproblematic ›normal‹ male* herangezogen (Kapitel III 1.3). Als ›stille Norm‹ ist der cismännliche Geschlechtskörper zwar omnipräsent, wird aber gleichzeitig (und deswegen) in seiner Komplexität und Verletzlichkeit nicht anerkannt, nicht beforcht und nicht als solcher wahrgenommen. Als Ursache und Folge zugleich kann das Fehlen einer umfassenden Männergesundheitsbewegung und auch, wie bell hooks es deutlich auf den Punkt bringt, die patriarchale Kultur gesehen werden: »[A] culture where male pain can have no voice, where male hurt cannot be named or healed.«

Unter der Überschrift »Den Verlust fühlen« habe ich im Kapitel III 2 rekonstruiert, welche Harmonien und Unbeschwertheiten durch den materiellen und/oder funktionellen Verlust gebrochen, welche Selbstverständlichkeiten erschüttert wurden. Das Erleben und die Interviews waren so unterschiedlich wie die Fallgeschichten selbst (Kapitel III 2.1-2.4). Der Verlust und seine Folgen wurden von meinen Interviewpartnern aber vor allem als ein Spüren von Grenzen erfahren. Für die Zusammenführung habe ich fokussiert, welche Verständnisse sich von Sex(ualität), Körper und Männlichkeiten aus den unterschiedlichen Aussagen herauslesen lassen (Kapitel III 2.5). Der Figur des *unproblematic ›normal‹ male* wurde so noch eine Diskussion über die bisher wenig theoretisierte und als unterkomplex wahrgenommene cismännliche (Hetero-)Sexualität hinzugefügt.

Dieser Rückblick hat noch einmal durch die Teile des Buches und damit durch den Forschungsprozess geführt. Ich habe mich in ein Schreiben über das Schweigen gegeben, über dessen Herausforderungen ich mir zu Anfang nicht im Klaren war. Vielleicht auch, weil ich von meiner eigenen weiblichen Sozialisation und den Erfahrungen ausging, dass es eine Bereitschaft gibt, zu sprechen, dass es eine Kultur des Sich-Austauschens auch über Themen gibt, die im gesellschaftlichen Diskurs weniger vorkommen, die schambehaftet sind und mit Verletzlichkeit einhergehen. Für Personen, die sich mit der gesellschaftlichen Erwartung konfrontiert sehen, einem bestimmten Bild von Männlichkeit zu entsprechen, scheint dies nicht ohne weiteres möglich zu sein. Die Anforderungen, die mit der Entsprechung dieses Männlichkeitsbildes einhergehen, führen dazu, dass ein ehrliches und emotionales Sprechen über den verletzten und verletzlichen cismännlichen Körper und seine Sexualität kaum möglich, mindestens nicht normalisiert ist.

1.2 Vom Reden über das Schweigen und Fühlen – ein Einblick

In der Bewegung, die die Teilüberschriften des Buches andeuten – vom Nichts zum Etwas, vom Schweigen über das Reden und Fühlen zum Sein –, möchte ich bei weitem nicht nur den Forschungsprozess nachgezeichnet sehen: Sie soll gleichzeitig eine Abstraktion des Erlebens meiner Interviewpartner darstellen und davon ausgehend die Grundlage für ein tieferes Verständnis von cismännlichem Erleben sein.

Zunächst zum Erleben meiner Interviewpartner: In der Situation, mit einer Genitalverletzung oder -amputation konfrontiert zu sein, stießen sie auf verschiedene Lücken: Es gab »nichts, wo man sich melden kann«, und auch im Internet war wenig zu finden. Sie wurden sich teilweise ihrer eigenen fehlenden (Vor-)Sorge-Praxis und des Unwissens über ihren Körper gewahr. Sie bekamen durch Fehldiagnosen außerdem das Unwissen der Ärztinnen und Ärzte sowie deren Empathielosigkeit zu spüren. Sie vernahmen das Schweigen des gesellschaftlichen Diskurses zu ihrer Situation und sie hörten ihre eigene Sprachlosigkeit. Sie bemerkten das Tabu, sie erlebten das »Außerhalb der Norm«, wie Alberto es formulierte: »Brustkrebs ist normal, [...] aber Peniskrebs, das ist nach wie vor ein Tabuthema, das gibt's nicht.« Einige beschließen, nicht darüber zu reden, ziehen sich zurück, andere wollen es, aber können nicht, andere versuchen es und scheitern, andere finden Gesprächspartner – und es ist heilsam. Wenn das Reden gelingt, dann meist mit nicht cismännlichen Personen. Keiner meiner (heterosexuellen) Interviewpartner erzählte von einer vertrauten Freundschaft zu einem cis Mann, in der diese Situation besprochen oder aufgefangen werden konnte. Alle aber reden schließlich mit mir; ich habe ein ernsthaftes, »sachliches« Interesse, werde keine Witze machen – und ich frage nach. Sie suchen diese Situation bewusst auf, sie reden über das Schweigen und über ihren Verlust, ihren Frust, ihren Umgang, ihre Trauer, ihre Schwierigkeiten, ihre Ängste. Sie fühlen dabei die eigenen Verletzlichkeiten, die erschütterten Selbstverständlichkeiten und auch ihr Scheitern an der Beantwortung der Frage, was Männlichkeit für sie bedeutet.

1.2.1 Männlichkeit als Gefühlszustand

Meine These ist, dass sowohl im Erleben der Verlust Erfahrung meiner Interviewpartner als auch in der Reflexion über meinen Forschungsprozess wichtige Bausteine für ein Verständnis darüber stecken, wie sich Männlichkeit als »dynamic force (or forces) that act upon and through men« (Gough und Robertson 2009: 232) anfühlt. Es geht mir dabei weniger um Männlichkeit als soziale Relation (Connell), als Modus der Macht (Meuser) oder um deren gewaltvolle Phantasien (Theweleit). Durch den Zugang über die Lücke, das Abwesende, nehme ich eine andere analytische Perspektive ein, aus der sich die Manifestation von Männlichkeit als »dynamic force that act upon and through men« als spezifischer Gefühlszustand beschreiben lässt.

Der materielle und/oder funktionelle Verlust der Genitalien hat Selbstverständlichkeiten erschüttert. Zum einen, weil eine Krebsdiagnose, eine schwere Verletzung und/oder die Amputation eines Körperteils einen tiefen Einschnitt in das Leben eines Menschen bedeuten. Zum anderen wurden Selbstverständlichkeiten erschüttert, weil diese in Bezug auf das, was Männlichkeit und cismännliche Sexualität (vermeintlich) bedeuten, einen engen Raum beschreiben. Somit wird durch den Verlust etwas sichtbar(er) und erfahrbar(er), was aber schon immer da war: das enge Korsett der erlernten Männlichkeit, der begrenzte Spielraum, in dem Männlichkeit für cisgeschlechtliche Männer gelebt werden kann. Die Verlusterfahrung ließ meine Interviewpartner diese und weitere Grenzen spüren: Grenzen in der Besprechbarkeit ihrer Situation und in ihrem eigenen Sprechen, Grenzen in Bezug auf das Gefühl zu sich selbst, was einen ›ausmacht‹, Grenzen der Norm und der eigenen Unverwundbarkeit, Grenzen der physischen, auch sexuellen (Leistungs-)Fähigkeiten, des Funktionierens, des psychischen Verarbeitens.

Patrick fand für seine Erfahrung das Bild, »vom Privilegienkissen geschubst« worden zu sein, und auch Jonas bemerkte in Bezug auf »das Privilegienthema«, »dass sich die meisten Männer einfach nie damit auseinandergesetzt haben«. Das kann so verstanden werden, dass all diesen ›Grenzerfahrungen‹ eine oftmals unhinterfragte, nicht bewusste Unbeschwertheit, eine Gedankenlosigkeit gegenübersteht. Diese Gleichzeitigkeit erzeugt eine Spannung zwischen der Unbeschwertheit des Auf-dem-Privilegienkissen-Ruhens einerseits und dem beständigen Aufflackern der Grenzen des geschlechtlichen Möglichkeitsraumes und der eigenen Unzulänglichkeit, der hegemonialen Männlichkeit (überhaupt oder dauerhaft) zu entsprechen, also dem bedrückenden Spüren des engen Korsetts und dadurch der Fragilität der Unbeschwertheit andererseits. Diese Spannung zwischen Unbeschwertheit und Enge erscheint zentral für das cismännliche Erleben, das cismännliche In-der-Welt-Sein. Beide Spannungspole zeigen sich (nicht nur, aber umso deutlicher) im Moment des Verlustes, der Erschütterung. Es wird erfahrbar, was als selbstverständlich galt und wie flüchtig diese Selbstverständlichkeit sein kann. Das Wissen um diese fragile, flüchtige (Männlichkeits-)Konstruktion muss aber beschwiegen werden, »die Fragilität der Männlichkeit muss ein Geheimnis bleiben«, wie es Hofstadler und Buchinger (2001: 182) ausdrückten. Eine Anforderung der Männlichkeit selbst ist es, sich an der Bewahrung dieses Geheimnisses zu beteiligen, egal, wie hoch der Preis dafür ist. Schon der Moment, in dem cis Männer in einer kritischen Weise über ihre Männlichkeit sprechen, kann als ein Scheitern gelten, den Erwartungen eines patriarchalen, hegemonialen Ideals zu entsprechen.

Das Beschweigen der Fragilität führt zu Unsichtbarkeiten. Die penislosen, potenzlosen cis Männer kommen nicht vor im Diskurs. Sie sind, und hier zitiere ich noch einmal de Lauretis (1996: 88) aus dem einleitenden Teil I dieses Buches, »das Anderswo des Diskurses hier und jetzt, [...] die blinden Flecken oder Freiräume sei-

ner Repräsentationen«. Dies hatte Hermann treffend auf den Punkt gebracht: Nach einer Penisamputation sei man(n) »gesellschaftlich Niemand« mehr. Das Ausmaß des gesellschaftlichen Schweigens und der Unsichtbarkeit korrespondiert dabei mit der Beschränktheit dessen, was ein cis Mann intelligibel sein kann.

1.3 Fühlen, um zu sein – ein Ausblick

Normen sind soziale Praktiken, die durch (Sprech-)Handlungen, diskursive Formationen und Interaktion stabilisiert und reproduziert werden. Damit sind sie performative Akte, die ständig neu inszeniert werden und somit auch veränderbar sind. Mit Hoenes (2016: 107) weise ich auf die Notwendigkeit hin, »jene kulturellen Gewichte, mit denen Genitalien beladen sind, einer kritischen Hinterfragung zu unterziehen und an Gegendiskursen zu arbeiten, die andere Sichtweisen auf und Geschichten über Genitalien ermöglichen«. Denn dies erweitert nicht nur den Raum für anerkannte cismännliche Körper, sondern ermöglicht auch die Anerkennung von trans Männern als Männer, von trans Frauen als Frauen, von allen möglichen existierenden Körpern als das, was sie sind und sein wollen.

1.3.1 Räume schaffen

Andere Geschichten von Männlichkeiten aber können nur entstehen und den Möglichkeitenraum erweitern, wenn sie auch gelebt und erzählt werden, wenn miteinander de- und rekonstruiert wird. Dafür müssen die *anforderungsbedingten Besprechbarkeitsgrenzen* überwunden werden, dafür braucht es Mut. Dadurch, dass meine Interviewpartner sich in diese unsichere Position begeben haben, konnte der verletzliche und verletzte cismännliche Geschlechtskörper besprochen und Geschichten *anderer* cismännlicher Körper und Sexualitäten erzählt werden: Geschichten von cis Männern ohne Erektionen, ohne Penis, ohne Hoden, ohne Fruchtbarkeit und die ihre Männlichkeit unterschiedlich stark erschüttert sehen und gleichzeitig damit hadern, was einen cis Mann überhaupt männlich macht.

Mit Gregor (2017: 72) muss hier gefragt werden: »Was aber, wenn beispielsweise eine körperliche Repräsentation von Schmerz (oder Lust, Trauer, Freude) derart heftig ist, dass Sprechen, Denken und Handeln – sprich: die von Butler repräsentierten äußerlichen Vorgänge – versagen?« In Bezug auf cismännliche Genitalverletzungen und -amputationen kann es, so legen es meine Forschungen nahe, zu diesem individuellen Versagen des Sprechens und Handelns kommen. Von *finta**, also nicht cismännlichen Personen wurden und werden Räume geschaffen und zur Not auch erkämpft, um über Geschlechtlichkeit, Körper, Sexualität und auch über Verletzlichkeit, Unsicherheiten, Gesundheit und Krankheit zu sprechen, es zu lernen – oder auch um gemeinsam zu schweigen. Solche Räume und Gesprächssituationen

der Nähe und des Fühlens scheinen mit Vorstellungen von hegemonialer Männlichkeit und mit den daraus resultierenden, *anforderungsbedingten Besprechbarkeitsgrenzen* nur schwierig zu vereinbaren. Bei der Forderung nach solchen Räumen kann es nicht um homosozial-männliche Räume gehen, in denen cis Männer sich ›ihre Männlichkeit zurückholen‹ und in denen Feminismus und ›der Genderwahn‹ als Ursachen des eigenen (und allen) Übels ausgemacht und diskutiert werden. Vielmehr geht es um Räume und Diskurse, die sich grundsätzlich an feministischen Zielen orientieren und in denen der verletzte und verletzliche cismännliche Geschlechtskörper besprechbar und in seiner Komplexität und Vielfältigkeit sichtbar gemacht werden kann. Das bedeutet auch, dass cis Männer an einer grundlegenden Veränderung ihrer ›Männerfreundschaften‹ arbeiten müssen, statt bei Problemen (wenn überhaupt oder ausschließlich) mit ihren Freundinnen und Partnerinnen zu reden.

1.3.2 Andere Geschichten erzählen

Neben individuellen Begegnungen und aktivistisch geschaffenen Räumen wie beispielsweise Workshops zu ›Kritischer Männlichkeit‹, um deren Potential es hier nicht gehen soll,¹ ist es aber auch die Aufgabe von Wissenschaftler*innen der Gender, Queer, Sexuality und Masculinity Studies, solche Diskursverschiebungen mitzugestalten. Eine qualitativ-empirische Forschung darf vor den *anforderungsbedingten Besprechbarkeitsgrenzen* nicht Halt machen, sondern muss sich mit ihnen auseinandersetzen – auch wenn dies bspw. bedeutet, anonyme Chatgespräche zu führen und sich in unangenehme, weil ungeübte Gesprächssituationen zu begeben. Mein Plädoyer ist hier, trotz oder gerade wegen des historischen, wissenschaftlichen, gesellschaftlichen und individuellen Schweigens über den cismännlichen Geschlechtskörper Bemühungen anzustellen, ihn zu thematisieren, zu problematisieren und eben auch in seiner Komplexität, zu der die Verletzlichkeit, das Nicht-Funktionieren, die Potenzlosigkeit und vieles mehr gehören, ernst zu nehmen – statt ihn bzw. dessen Fragilität und Fehlbarkeit zu belächeln, zu verspotten oder zu verschweigen.

Dazu gehört, was Karioris und Allan (2019: 253) »the work of unpacking men's heterosexuality« genannt haben. Es gilt zu schauen, wo und wie diese *anderen* Geschichten cismännlicher Geschlechtskörper und ihrer Sexualität passieren, und sie auf deren subversives und transgressives Potential zu befragen, wie auch Beasley es fordert. Über diese Thematisierung des »elephant in the critical gender/sexuality studies room« (Beasley 2010: 207) kann vor allem auch eines sichtbar gemacht werden: »the potential myriad of fissures in the socially normative« (ebd.: 208). Wich-

1 Für eine Kritik daran siehe: Posster, Kim (2023): Männlichkeit verraten! Über das Elend der ›Kritischen Männlichkeit‹ und eine Alternative zum heutigen Profeminismus, Berlin: Neofelis Verlag.

tiger Teil dessen ist meines Erachtens, den Penis zu dezentrieren. Das heißt aber nicht, ihm keine Beachtung zu schenken, sondern ihn im Gegenteil ernsthaft zu thematisieren.

Schwerma (2000: 113) zitiert einen Urologen, der den Penis als ein »Stiefkind der Forschung« bezeichnet und beobachtet: »Penisforscher werden geschnitten und als Pimmelfritzen verunglimpft.« In der Monographie *A Mind of its Own: A Cultural History of the Penis* zeichnet Friedman (2003: 305f.) folgendes Bild: »The history of the penis is the history of its evolution as an idea. Over time it has been deified, demonized, secularized, racialized, psychoanalyzed, politicized, and, finally, medicalized by the modern erection industry.« Was kann der Medikalisierung folgen? Ich schlage vor: den Penis in seiner Fehlbarkeit und Verletzlichkeit ernst zu nehmen und ihn als das zu sehen, was er ist – »a fragile, fleshly organ which, unlike the tools and weapons with which men equip themselves in pursuit of worldly domination, is very seldom completely under a man's conscious control« (Hall 1991: 173). Um ihn als das wahrnehmen zu können, muss er aus dem Schatten des Phallus geholt werden. Und eine solche Thematisierung des Penis kommt nicht ohne die Thematisierung der Hoden aus. Kariotis und Allan (2017: 245) konstatieren, dass diese in den Gender und Masculinity Studies bisher nicht viel Aufmerksamkeit erfahren hätten. Bei der Forderung nach einer Theorie der Hoden geht es ihnen aber nicht um die Entwicklung einer »testicular masculinity« (ebd.: 247), sondern sowohl um die Sichtbarmachung der Rolle der Hoden für Männlichkeit als auch darum, die Aufmerksamkeit vom Phallus wegzulenken. Eine Theorie der Hoden ermögliche es, Männer und Männlichkeit nicht über die Härte des erigierten Penis, sondern »through the soft and exposed testicles and their vulnerability and timidity« (ebd.: 246) zu denken.

1.3.3 Schlussbemerkung

Übersetzt hätte das letzte Zitat von »weichen und entblößten Hoden und ihrer Verletzlichkeit und Schüchternheit« gehandelt. Habe ich es im Englischen belassen, damit es nicht so albern klingt? Um meine Leser*innen nicht (noch) peinlich(er) zu berühren? Hieran möchte ich einen letzten Ausblick auf zukünftige Forschungen anschließen. Neben all den losen Fäden, die am Ende dieses Buches liegen bleiben und denen weiter gefolgt werden könnte und sollte, scheint mir der Faden, der sich in Form von Witz, Ironie und Spott gezeigt hat, besonders spannend. Er hat sich durch meine Forschungen hindurchgezogen: als Reaktion von bekannten und unbekannten Personen auf mein Forschungsthema, als ständiger Begleiter auch der eingehenderen Besprechung des Themas und meines Materials, als distanzbildendes, rhetorisches Mittel meiner Interviewpartner in einer verunsichernden Situation, als Sorge meiner Interviewpartner, von anderen verspottet und beschämt zu werden. Campbell and Bell (2000: 532) bemerken, »that there is ›something unexpected, faintly disturbing, occasionally humorous and not a little suspicious‹ about

studying masculinities«. Im Unterkapitel II 3.4.6 zu »Blickrichtungen, Macht und Ressourcen« hatte ich die Frage aufgeworfen, inwiefern das Verspotten und Witzeln als ein Mechanismus oder ein Instrument gesehen werden kann, mittels dem Themen – hier nicht-hegemonial-männliche Männer – ihrer Ernsthaftigkeit beraubt und patriarchale Strukturen dadurch geschützt werden. Ich könnte ganze Seiten mit den Wortwitzen, lustigen Metaphern und *gifs* der letzten Jahre füllen. Es hat einen Grund, warum ich die Übersicht dieser Arbeit stets »Inhaltsverzeichnis« und nicht »Gliederung« genannt habe.

Als ich zur Absprache der Zitationen zum Ende dieses Prozesses noch einmal mit der Epithetikerin Sofia Koskeridou telefoniere, erzählt sie mir, dass sie mit ihrer Praxis kürzlich umgezogen sei. Dabei sei eine Vitrine, in der sowohl Penis-Hoden- also auch Brust- und andere Epithesen lagen, für Laufpublikum im neuen Haus kurzzeitig einsichtig gewesen. »Warum lachen die Menschen immer, wenn sie die Penisse sehen, nicht aber bei den anderen Körperteilen?«, ruft sie ins Telefon. Die Liste der Forschungs-Anekdoten geht weiter: Im Austausch mit Fabian Hennig, der zu Zeugungsverhütungsmittelentwicklung forscht, erfahre ich, dass es in den 1980er Jahren eine Gruppe feministischer Männer gegeben hat, die sich mit Verhütungsmethoden für Männer beschäftigte und an einer Technik zur Erwärmung der Hoden forschte. Über die hohe Temperatur des Wassers sollte die Spermienproduktion herabgesetzt werden, was tatsächlich auch funktionierte. Die Witze, die über die teils als »Züricher Hodenbader« verlachte Gruppe gemacht wurden, standen in frappierendem Kontrast zu der Ernsthaftigkeit ihres Anliegens sowie der Gründlichkeit, mit der sie vorgingen (siehe auch Hennig 2022).

Zu guter Letzt noch einmal ein Zitat von bell hooks. Sie beobachtet, dass ihr Publikum immer dann lachen würde, wenn sie das herrschende politische System als »imperialist white-supremacist capitalist patriarchy« (hooks 2005: 29) bezeichnen würde:

»No one has ever explained why accurately naming this system is funny. The laughter is itself a weapon of patriarchal terrorism. It functions as a disclaimer, discounting the significance of what is being named. [...] This laughter reminds me that if I dare to challenge patriarchy openly, I risk to not being taken seriously.«

Der Funktion des Witzes und des Spottes als Markierung »des Anderen«, dessen, was aus der (Hetero-)Norm herausfällt, und als Mittel zur Bewahrung patriarchaler Strukturen nachzugehen, scheint mir eine weitere Forschungsanstrengung wert zu sein.

»Eine Stimme in mir sagte [...], das ist Scham. Stimmt, dachte ich. Ein Buch abzuschließen, eine Examensarbeit abzugeben oder auch einen Brief an einen geliebten Menschen abzuschicken, konfrontiert sofort mit der Frage, was alles fehlt, was man noch hätte sagen oder schreiben sollen. Man hat sich in seiner Unvollständigkeit und Unvollkommenheit gezeigt.«

(*Hilgers 2006: 13*)